

Genfer Probleme III.

Autor(en): **Oltramare, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 17

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENFER PROBLEME III.

EINIGES ÜBER DAS SCHULWESEN

I. Die Krankheit.

Die letzten Jahrzehnte vor dem Krieg haben in Genf die Gründung einer großen Zahl von Schulen ermöglicht. Große Bauten wurden errichtet, um Nebenanstalten der Universität, Fach- oder Volksschulen zu beherbergen. Einige dieser Gebäude, wie z.B. das Institut für gerichtliche Medizin, übertrafen die Bedürfnisse einer mittelgroßen Stadt; man war großzügig zu jener Zeit, und es schien verzeihlich, sich Illusionen zu machen: alles erlaubte, mit einer schnellen Entwicklung unserer Stadt zu rechnen. Selbst während des Krieges rechtfertigte die unablässige gewerbliche Produktion die ehrgeizigsten Erwartungen und gab Anlass zu einer Politik zahlreicher Anstellungen: so kam es, dass die unverhältnismäßige Vermehrung der Lehrerschaft der unteren Schulen eine schwindelerregende Erhöhung des Budgets für Unterricht hervorrief.

Der Höhepunkt der Ausgaben für das Schulwesen (10,557,000 Franken) wurde 1921 erreicht. Und eben zu dieser Zeit begann die finanzielle Lage des Kantons die öffentliche Meinung vorwiegend zu beschäftigen. Der Genfer Staat gab viel aus, aber die Steuern, die er einzog, erschienen lächerlich gering, wenn man sie mit denen der anderen schweizerischen Kantone verglich. Eine von gewissen Politikern vertretene trügerische Theorie ermunterte, die Sorge um die Bezahlung der Schulden, die man leichthin aufgenommen hatte, den kommenden Generationen zu überlassen. War die Gegenwart beunruhigend, so schien die Zukunft gesichert. Doch plötzlich musste man die Hoffnungen herabstimmen.

Genf befand sich in einer sehr unsicheren Lage, als ihm das Schicksal wiederholt schwere Wunden schlug. Die wirtschaftlichen Wirren der Nachkriegszeit hatten ein anhaltendes Schwanken der Währungen hervorgerufen, und unsere Großstadt ohne schweizerisches Hinterland wurde das unglücklichste Opfer dieses Zustandes. Ihr Handel und Gewerbe verlor in wenigen Monaten unversehens fast alle ständigen Abnehmer; durch die Schließung der Freizonen wurde ihr der Gnadenstoß versetzt.

Ein bedeutender Teil der fremden Bevölkerung verließ die Stadt, und diese Abwanderung schwächte das ohnehin nicht mehr rege Geschäftsleben in gefährlicher Weise.

Die Zahl der Schüler nahm natürlich ab; diese Krise wurde durch den allgemeinen Geburtenrückgang noch verschärft. In den Kleinkinderschulen sank die Schülerzahl von 5616 auf 3928; die Volksschulen erlitten einen Verlust von über 3000 Schülern; in den Mittelschulen war die abnehmende Bewegung weniger regelmäßig in ihrem Umfang: im ganzen mussten etwa zwanzig Klassen geschlossen werden. Was unsere Universität betrifft, so wurde sie von ungefähr 50% der Studenten verlassen, welche die Entwertung der fremden Währungen gewaltsam von Genf fernhielt.

Zum erstenmal sah das Bewusstsein des Volkes das Problem des öffentlichen Unterrichts tragisch vor sich. Wie wäre es möglich, so viele Schulen zu erhalten? Hatte man nicht zuviel Lehrer und Lehrerinnen?

Standen die großen Vermögen noch sehr gut, so waren die weniger bedeutenden stark geschädigt. Eine große Zahl von Bürgern, die unter der empfindlichen Verminderung ihrer Geldmittel litt, sah mit Schrecken, dass die bis dahin leichten Steuern plötzlich zu einer schweren Last werden sollten. Ihre Befürchtungen waren keineswegs unbegründet; sie begriffen, dass man von den Grundsteuern, die ungefähr 13 Millionen eintrugen, im Jahre 1926 11 Millionen für die Schulden würde zahlen müssen. Das ungeheure Defizit müsste durch prozentuelle Zuschläge gedeckt werden.

Eine Kampagne setzte ein, um die Steuerzahler von der erdrückenden Last zu befreien. Das Schulwesen schien – auf den ersten Blick – am leichtesten tiefe Einschnitte vertragen zu können; machte nicht sein Budget etwa ein Drittel der Gesamtausgaben des Staates aus? Man sprach davon, ganze Schulen und Fakultäten zu schließen.

Der Intellektuelle, der, um Sicherheit zu erlangen, jede Hoffnung, jemals wirklichen Wohlstand zu kennen, geopfert hatte, sah sich in seinem Recht auf Arbeit bedroht. Die Unsicherheit des kommenden Tages vergiftete sein Leben. Jedermann fragte sich damals angstvoll, ob nicht eine der vornehmsten

Traditionen Genfs geopfert würde. Sollte die Schule vermindert werden?

II. Die Kur.

Die Katastrophe wurde vermieden; aber um alle willkürlichen und gewaltsamen Projekte auszuschalten, um zu verhindern, dass irgendein Unterrichtsfach aufgehoben würde, musste man sich mit einer Politik strenger Sparsamkeit abfinden und auf alles Kostspielige verzichten. Das Genfer Schulwesen war, wie Genf selbst, gefährlich krank; es wurde einem harten Regime von Entbehrungen unterworfen.

Ohne die Besoldung der Angestellten beträchtlich zu ändern, gelang es in vier Jahren, die Ausgaben um ungefähr $2\frac{1}{2}$ Millionen herabzusetzen. Während dieser ganzen Zeit wurde in den Volks- und Mittelschulen kein neuer Beamter angestellt. Wenn an der Universität ein Lehrstuhl frei wurde, erteilte man nur einen bescheiden bezahlten Lehrauftrag. Mehr als zwanzig Lehrer, denen man provisorisch den Unterricht an Mittelschulen anvertraut hatte, wurden entlassen; die besonderen Entschädigungen für Klassenlehrer wurden verringert, und man nahm allen Lehrern, die über den normalen Durchschnitt beschäftigt waren, Stunden ab.

Alle diese Maßnahmen hatten notwendigerweise die peinlichsten Folgen: die, welche eine amtliche Anstellung hatten, wurden in einer allenfalls erträglichen Weise betroffen; die weniger Begünstigten, die keine mit dem Wappen der Republik versehene Urkunde vorweisen konnten, wurden ohne Rücksicht auf die geleisteten Dienste geopfert. Die jungen Leute, die zu Beginn der Nachkriegszeit für das Lehramt vorbereitet wurden, verloren plötzlich jede Aussicht auf eine baldige Anstellung. Etwa hundert angehende Lehrer warteten, unbeschäftigt, entmutigt; manche verloren die Geduld und traten ins Geschäftsleben über; nur wenige fanden Stellen an Schulen in fernen Ländern. Als litte die ganze Welt gleicherweise an geistiger Entkräftung, erfolgten auf die dringenden Anfragen, die das Departement an die schweizerischen Konsulate in allen Ländern der Welt richtete, nur enttäuschende Antworten. So war die Mehrzahl der stellenlosen Intellektuellen gezwungen, die bereits allzu

zahlreiche Schar der Privatlehrer zu vergrößern und auf die Suche nach Stunden zu gehen; es gelang ihnen nicht, ihren Unterhalt wirklich zu verdienen; sie drückten nur durch ihre Konkurrenz die Preise und hinderten somit die, welche sich mit Privatstunden durchschlugen, weiterhin ihr Auskommen zu finden.

III. Die Genesung.

Trotz allen auf ihrem Weg angehäuften Hindernissen, trotz eines gewissen Misstrauens, das den Unternehmungsgeist der Industriellen lähmt und sie vor dem Risiko zurückweichen lässt, verlieren die Genfer den Mut nicht. Die Schulen müssen dazu beitragen, den Wohlstand nach und nach wieder herzustellen: denn Genf ist eine Stadt der Erziehung sowohl als eine Stätte diplomatischer Verhandlungen. Es muss aus dem Weltruf, den ihm der Völkerbund verlieh, Vorteil ziehen.

Seine Universität, berühmt durch das segensvolle Wirken zahlreicher Gelehrten, wird bald am Werk des Friedens mitarbeiten können. Genf wird demnächst im Rahmen seiner alma mater ein Institut für internationale Studien schaffen. Diese neue Einrichtung soll dazu dienen, mit der unbefangenen Sachlichkeit der Wissenschaft die Arbeiten des Völkerbundes vorzubereiten. Diejenigen in der ganzen Welt, die sich dem Studium politischer Fragen widmen und besonders in den internationalen Versammlungen oder Bureaux eine Stellung behaupten wollen, werden in diesem Seminar alles für die Einführung Unentbehrliche finden: vor allem den persönlichen Kontakt mit den hervorragendsten Kennern des Völkerrechts und der Weltpolitik; dann auch die Hilfsmittel, die für die Studien, die sie zu unternehmen wünschen, notwendig sind.

Die Genfer Universität gewinnt nach und nach ihre Anziehungskraft wieder: Ferienkurse mannigfacher Art führen ihr von neuem jeden Sommer zahlreiche Scharen zu; andererseits kehren die deutschen Studenten an die juristische Fakultät zurück, an der jetzt wieder alle Vorlesungen abgehalten werden, die für sie besonders nützlich sind; an der sich immer mehr entfaltenden *Faculté des sciences* soll nächstens eine regelrechte Pharmazeutenschule eingerichtet werden, deren Erfolg dank

dem Weltruf der Professoren der Chemie und Botanik groß sein wird.

Die niedern Fachschulen, besonders die Gewerbeschule und die Gartenbauschule, werden von Schweizern besucht, deren Zahl jährlich zunimmt. Diese beiden Anstalten hatten bei den letzten Ausstellungen Gelegenheit, ihre außerordentlichen Leistungen zu veranschaulichen. In den Kleinkinder- und Volksschulen wie am Gymnasium und an der Töchterschule arbeitet man gegenwärtig mit Eifer daran, die Unterrichtsmethoden und Programme den neuen Bedürfnissen anzupassen; das Institut Jean-Jacques Rousseau dient als pädagogisches Laboratorium für diese fruchtbaren Arbeiten; überall ist man bemüht, durch die Gediegenheit des Unterrichts die durch die Verhältnisse verursachten materiellen Mängel auszugleichen. Die Privatschulen und Pensionate ziehen jetzt aus dieser erstarkenden Tätigkeit Vorteil; neue Anstalten werden gegründet, da die alten voll sind.

Nach den Jahren angstvoller Sorgen, der Ungeklärtheit und Unsicherheit beginnen die Genfer wieder, mit Eifer vorwärts zu streben: sie sehen am Horizont Lichter aufgehen, die ein neues Morgenrot des Wohlstandes ankündigen. « Hilf dir selbst, so hilft dir Gott », sagt ein altes Sprichwort. Wir wollen uns mit Mut zu helfen suchen und werden das Ziel erreichen, wenn unsere Landsleute, die von den Ereignissen teilweise verschont wurden, geneigt sind, die Aufgabe des Himmels auf sich zu nehmen und uns, da es nottut, ihre brüderliche Hand zu reichen.

ANDRÉ OLTRAMARE